

Zeitschrift: Internationale kirchliche Zeitschrift : neue Folge der Revue internationale de théologie
Band: 1 (1911)
Heft: 2
Vorwort: Ausschau
Autor: A.T.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

AUSSCHAU.

Der Priester.

Von einem in den vergangenen Monaten viel genannten Geistlichen wird eine angebliche Äusserung berichtet: „Ich werde meine Pflicht als Priester zu tun wissen.“ Dieser Äusserung folgte eine Romreise, die zu einem Kanossagang geworden sein soll. Im Zusammenhang mit den folgenschweren Ereignissen, die sich in und mit dem römisch-katholischen Klerus in unseren Tagen vollzogen haben, lenkt jenes Wort, gleichviel ob es wirklich gesprochen wurde, oder ob es nur einer allgemeinen Stimmung entsprossen ist, die man in jedem Mitglied des Klerus als selbstverständlich voraussetzte, unser Auge auf den Begriff des christlichen Priesters hin, dessen hergebrachter Inhalt, schon seit der Reformation nicht mehr unbestritten, sich an den Bedürfnissen der christlichen Seelsorge unsrer Tage nicht minder, als an seinen geschichtlichen Wurzeln wird messen lassen.

Ganz so, wie ihn das Judentum und auch das Heidentum entwickelt hatte, ist ja der Priesterbegriff überhaupt nicht in das Christentum übergegangen. Es fielen vor allem jene Opfer, die von den Christen nur als vorausschauende Typen der in Christus endgültig vollzogenen Entsühnung angesehen werden konnten, und mit dem Opfer fiel sein Korrelat, der Priester. In scharfer Scheidung werden die neutestamentlichen Liturgen immer nur Älteste oder Aufseher (Vorsteher), niemals aber im alten Sinne Priester genannt. Das „Amt“ des Priesters, „Hohenpriesters“, blieb nach dem Vorgang des Paulus und insbesondere des Hebräerbriefs, Christo allein vorbehalten, wie auch sein Tod als alleiniges und vollgültiges Sühneopfer sich tief in das Gemütsleben der Christen einprägte, ständig genährt durch das rituelle Mahl, in welchem man sich einer mehr oder weniger realistisch genommenen Teilnahme an diesem Todesopfer gewiss

wurde. Zum Teil gerade von dieser rituellen Seite, zum Teil von der natürlichen Hochschätzung, die jeder opferfreudigen Arbeit für das Gottesreich, jedem geistesmächtigen Auftreten für das Evangelium, jedem wahrhaften, auch den Tod nicht scheuenden Bekenntnis des Glaubens gezollt werden musste, drang unvermerkt eine Auffassung durch, die sowohl den Opferbegriff mit dem Herrenmahle, als den Priesterbegriff mit dem Vorsteheramte in nähere Verbindung brachte. Der Name des Kirchenältesten, ohnehin schon mit dem Lehr- und Prophetenamte amalgamiert, identifiziert sich auch mit dem Begriff des Sacerdos (Presbyter = Priester). Wenn auch auf alle in Christo Wiedergeborenen gleichmässig der Geist Gottes kam; wenn auch in dem einen Gesalbten alle zu Gesalbten geworden waren (1 Joh. 2, 27), die keiner Belehrung durch besondere Beauftragte bedurften; wenn auch der alttestamentliche Traum von einer königlichen Priesterschaft des ganzen Volkes (2 Mos. 19,6) in der christlichen Gemeinschaft durch Christi Opfertod ein für allemal verwirklicht schien (Offb. 1, 6; 5, 10; 1 Petr. 2, 9), so sieht man doch Presbyterat und Episkopat gern als eine Art neuen Sacerdotiums, die Eucharistie als eine Art neuen Sakrifiziums an. Beides ist freilich nur Abspiegelung des Priestertums Christi und des Kreuzesopfers; aber beides wird doch so real ausgesondert, dass in den Augen des Volkes und einer popularisierenden Theologie der Zusammenhang zwischen Urbild und Abbild sowohl in der Sache, wie in den Personen leicht übersehen werden konnte.

Hierauf baut sich das ganze christliche Mittelalter. Man erfreut sich der Werte, die in diesen Institutionen liegen, für die Ausbreitung des Christentums und eine populäre Darstellung seiner Ideen, für den inneren Ausbau der Kirche und für ihren Zusammenhalt, und nimmt die Nachteile im allgemeinen ohne viel Kritik in den Kauf.

Dann aber setzt die reformatorische Opposition ein. Zunächst musste ihr der Unterschied gegen die Gedankenwelt des Neuen Testaments auffallen. In verschiedenen Schattierungen vollzog sich die Abkehr von der Anschauung und von den Bräuchen im „Papsttum“, bis zu dem Extrem der Reformierten, die die Messe als Götzendienst brandmarkten und die Liturgen nur mehr als Diener am Wort gelten liessen, dies als eine moderne und ernster gemeinte Parallele zu Papst Gregor dem Grossen,

der im Widerspruch gegen den Titel eines ökumenischen Patriarchen sich selbst mit dem Namen eines Dieners der Diener Gottes bezeichnet hatte. Aber auch da, wo man den Namen eines Priesters nicht verfehmt oder ihn beibehielt, wie im Luthertum und bei den Engländern, war man doch einmütig darin, dass der Name nicht im Sinn eines Opfernden zu brauchen sei, wie denn der Abendmahlsliturgie im Interesse der Ausschliesslichkeit und Suffizienz des Kreuzesopfers der Charakter eines Opfers einmütig abgesprochen wurde. Der einzige Mittler zwischen Gott und den Menschen ist Christus. Er ist es durch seine Tat, durch sein Wort und dadurch, dass er seine Gemeinde im hl. Geiste leitet.

Aber dieser zweifellos richtige und schriftmässige Gedanke schlug nicht nach allen Seiten durch. Das Papsttum hielt starr am hergebrachten fest, und manches, was im Mittelalter nur gefühlt war, wird durch das Tridentinum dem dogmatischen Bewusstsein des päpstlich geleiteten Kirchenteiles einverleibt.

So stellte sich Theorie gegen Theorie, Konfession gegen Konfession. In der Wirklichkeit des Lebens aber geht der Mensch in seinem Verkehr mit Gott, in seinem Verhältnis zu Gott, trotz aller menschlichen Mittlerschaft doch seinen eigenen Weg, und einem ernster gerichteten katholischen Christen fehlt es nicht an der Befähigung, zwischen menschlichen Mitteln und menschlichen Mittlern einerseits und dem zu erreichenden Ziele anderseits zu unterscheiden. Auch wird er Christum als den höchsten Mittler und Bringer des Heils nicht ohne weiteres in jedem Vertreter des christlichen „Priesteramtes“, und wäre es auch der Papst, wiederfinden, so wenig er die Messe mit dem Kreuzesopfer gleichstellen wird.

Auf der andern Seite ist nicht jedes besondere Priestertum in der christlichen Religion ein überwundener Standpunkt. Gehen wir hier getrost wieder vom Opfer aus. Mag man immerhin vollen Ernst machen mit der paulinisch-reformatorischen Lehre von dem einen genugtuenden Opfer Christi; die dogmatische Idee muss aber auch in ihrer ganzen Tiefe erfasst werden.

Vor allem ist es nicht die äusserliche Tatsache des Todes, der jeder Mensch unterworfen ist, die den Opferwert ausmacht; das ist vielmehr das Heilandsleben, dessen ganzer Verlauf im Lehren und Wirken, in Gehorsam und Bekenntnis, durch den Tod lediglich gekrönt wird. Der Tod des Heilands ist eine

solche Krönung, weil er die geschichtlich notwendige und doch in voller Freiheit übernommene Folge seines Heilandsberufes war. Den greifbaren Inhalt bekommt das Priestertum Christi also erst durch sein Wort und sein Lebenswerk.

Nur von hier aus kann auch der Jünger ihn ergreifen. Die Quelle des Heils kann uns nicht, wie die mittelalterliche juristische Theorie will, durch bloße Anrechnung des Verdienstes Christi, sondern nur durch ein Erleben und Anunsselbsterfahren gerade des priesterlichen Charakters des Erlösers und im Hinblick auf denselben innerlich zugänglich werden. Das ist der Weg, auf dem der Jünger Jesu zunächst sein eigenes Heil, seinen Gott sucht; und wenn er sicher und glücklich ist, auf diesem Weg wandeln zu dürfen, so ist ihm auch das Priesterliche daran, in seinem weitesten Umfang, nicht mehr fremd. Er fühlt in einem erweiterten, allgemeineren und tieferen Sinne in sich den Priester und erkennt auch, wiederum in tieferem Sinne, die Pflicht des Opfern in sich. Sind nun die Gaben mannigfach, und die Ämter geteilt, so ist doch jedem Christen sein Anteil an aktiver Seelsorge und damit an einem wahrhaften Priestertum zugewiesen; und wahrlich, in der Anerkennung priesterlicher Charaktere, gleichviel ob sie mit der Mitra oder der Tiara geschmückt, oder ob sie seit der Taufe im Kindesalter mit keinem Tropfen Salböl in Berührung gekommen wären, würde der freieste protestantische Christ sich willig mit dem Katholiken vereinigen. Niemand will eine Zwangsmittlerschaft; gerade der ernstere Mensch weiss oder lernt es allmählich, dass er zuletzt immer selbst seinen Weg finden und sein Kreuz tragen muss. Aber da, wo geisterfüllte seelsorgliche Wärme und priesterliche Opferfähigkeit erblickt werden, da braucht die Beachtung auch von seiten selbständiger Geister nicht erzwungen zu werden; sie kommt von selbst.

Wir sperren uns nicht gegen die Wahrheit, wo auch immer sie uns gepredigt werden möge; wir sperren uns auch nicht gegen priesterliche Einwirkung, wofern sie uns nur wirklich etwas sein kann. Die amtliche Priesterschaft tritt zunächst mit einem Anspruch vor die Gemeinde, vor die Christenheit, vor die Menschheit. Wir sollen sie anerkennen als durch göttliche Offenbarung und göttlichen Auftrag legitimates Organ. Diesen Anspruch wird man religiös und geschichtlich zu prüfen haben. Wir altgläubigen Katholiken haben auf Grund solcher Prüfung

den Anspruch des Bischofs von Rom auf lehramtliche Unfehlbarkeit und bischöfliche Allgewalt vor vierzig Jahren als eine dem Allgemeinbewusstsein der Kirche in Zeit und Raum fremde und deshalb nicht berechtigte Forderung abgelehnt. Das hindert uns aber nicht, dem Papst und seinem Klerus auf Grund des allgemeinen Priestertums, an dem auch sie, wie wir alle, Anteil haben, das Recht zuzuerkennen, der Welt Wahrheit und Sittlichkeit zu predigen. Ja, aus dem besonderen Anspruch auf göttlichen Beistand, den sie dabei erheben, kann auch die Menschheit ihre besonderen Ansprüche an sie herleiten. Einer Unfehlbarkeit bedarf es dazu gar nicht; niemand wird sie verlangen, und Gewalt könnte höchstens schaden.

Überdies ist der Klerus von heute insofern ein sehr kompliziertes Gebilde geworden, als die mannigfachsten Amtstätigkeiten, die auf den mannigfachsten Geistesgaben beruhen (vgl. 1 Kor. 12, 27; Eph. 4, 11—16), jetzt eigentlich in einer einzigen Beamtung vereinigt sind, deren Träger im wesentlichen nur durch den äussern Bereich ihrer Wirksamkeit und durch juristische Über- und Unterordnung unterschieden sind. Dementsprechend erwarten wir auch keinen Widerspruch, wenn wir die Opferpflicht dieser Priesterschaft weit über den aus dem Alten Testament und dem Heidentum übernommenen Begriff einer opfermässigen Darbringung liturgischer Art hinaus ausdehnen. Priester und Opfer sollen nach wie vor zusammengehören; aber das Opfer liegt nicht vorwiegend in dem äusseren Akt einer Abbildung des Kreuzesopfers in der Liturgie, sondern in dem gesamten Beruf, der die verschiedenen Seiten eines der Seelsorge zugewendeten Lebens in sich fasst. Das Leben ist das grosse Opfer, dessen Abwicklung auch in der bescheidensten Nachahmung des vorbildlichen Wirkens Christi uns zu Priestern macht. Das Heilandsleben war bis in die innersten Fasern seelsorglich. Eine gewisse seelsorgliche Kraft liegt aber in jedem treu erfüllten Berufsleben, und so reiht sich an die durchaus berechtigte Sonderarbeit für die Zwecke des Gottesreiches auf Erden auch noch ein allgemeines Priestertum, an Würde dem ersteren gleich, nur in der Einzelarbeit verschieden. Zuletzt werden beide wieder gleich; die Krönung des Lebens in Kreuz und Tod ist unterschiedslos jedem geöffnet, und ist gleich der Verklärung eine Gottessache.

Wo aber ist nun für dieses Priestertum der Schlüssel zu

seiner Betätigung? Das Feld dazu ist viel grösser, als man in dem Wirrwarr der Zeitströmung zu erkennen vermeint. Scheinbar stehen viele, wo nicht eine Mehrheit auch in der christlichen Menschheit einer seelsorglichen Einwirkung mehr oder weniger ablehnend gegenüber; anderseits sehen wir allenthalben grosse Massen, die blindlings jedem Anspruch Folge leisten. Von diesen wollen wir nicht reden; mit ihnen kann man Wallfahrtsorte und Parlamente füllen, und Truppen bilden, um Staat und Kultur aus den Angeln zu heben; aber das Bedürfnis nach persönlicher Seelsorge ist bei ihnen abgelenkt; sie beruhigen ihre Seelen in dem Kampf für die Institutionen; in den Sachen liegt ihnen das Heil, der Priester ist ihnen wesentlich Messeleser und Absolvent; ihre Religion kommt weder durch die Schwierigkeiten und sittlichen Konflikte des Lebens, noch durch bange Fragen nach dem Heiligen, durch ein inneres Ringen nach Befreiung und Ausruhen in dem wahrhaft Göttlichen ins Wanken; dagegen ist ihre Religion sofort in Gefahr, wenn irgendwo den für die Kirche mobil gemachten politischen Faktoren der Weg verlegt werden soll, der zum politischen Sieg der äusseren Kirchenanstalt weist; oder im kleinen, wenn irgendwo ein Priester zu selbständige Wege geht und dadurch seine Kraft, ordnungsmässig zu segnen, aufs Spiel setzt.

Es gibt eine Kunst, die Menschen so auf tote Sachen zu drängen und von ihrem Innenleben möglichst abzubringen. Was aber wird mit den anderen, die sich nicht ablenken lassen, weil ihre innere Religion zu stark ist? Sie stehen scheinbar abseits; aber man glaube ja nicht, dass sie deshalb für eine stärkende Aussprache von Geist zu Geist, für wirklich fördernde Hilfe, für Ermunterung, für heroisches Beispiel, für alle Wegleitung und innere Ernährung, mit einem Wort, für die aus Heilandsliebe geborene und in Opferfähigkeit bewährte Kraft wahrer Seelsorge unempfänglich wären. Viele, denen man es nicht ansieht, lechzen nach dem Priester, und derer, die ohne Not den ganzen Weg des Lebens allein wandeln möchten, sind nicht so viele.

So hat die Frage, wie sich der Anspruch des römisch-katholischen Klerus auf ein Privilegium in der Seelsorge zu den Ansprüchen des heilsbedürftigen Menschen stellt, ihr volles Recht. Was der heutige Mensch und Christ verlangt, ist nicht Sünden- oder Fehlerlosigkeit, sondern jene sittliche Lebenshaltung, wie sie jedem ansteht; nicht die Askese eines Johannes-

jüngers, so sehr sie einer gewissen Kulturschicht imponiert, sondern die einfach natürliche Lebensordnung eines Menschensohnes (Matth. 11, 18.19). Aber eines ist sicher unerlässlich: Das Antlitz des Seelsorgers, des Priesters, muss dem Volke zugewendet sein, und hinter ihm stehe Gott, und Gott allein! Man verlangt den Mann mit seiner vollen, eigenen Kraft, mit absoluter Treue gegen sich selbst, die allein wahrhafter Gehorsam gegen Gott ist, mit hingebender Liebe zur Gemeinde, der er den selbsterrungenen Gottesfrieden mitteilen soll. Ja, wenn weiter nichts verlangt würde, als dass er zur fertigen Messe die Leute mit dem fertigen Rosenkranz antworten lasse, dass er die Kinder mit sieben bis acht oder nach dem neuesten Kodex mit elf Jahren zum Abendmahlsempfang mehr eindrinne als erziehe, von Zeit zu Zeit Wallfahrten und Wahlfeldzüge leite und was dergleichen Tätigkeiten mehr sind, dann tritt freilich vor dem Zauber der Sachen der Wert der priesterlich erziehenden Persönlichkeit zurück. Aber wenn Antwort verlangt wird auf die von nie ruhenden Kulturströmungen tausendfach aufgeworfenen Fragen des Lebens, innerhalb des christlichen Kreises und über alles Christentum hinweg; wenn es gilt, fragenden Seelen den Glauben an die befreiende Macht des christlichen Geistes zu erhalten, dann hilft kein blosser autoritativer Anspruch, so wenig wie eine von aussen andikierte Unfehlbarkeit, weder eine eigene erträumte oder vorgebliche, noch die Anlehnung an eine höhere, sondern nur das eine, unentreissbare Vorrecht des Priesters, das Bekenntnis, dem man es anhört, dass es in eigenem Geistesringen erworben, durch das Leben besiegelt und durch vollen Opfermut gestützt ist. Durch das Bekenntnis allein erhält die einfachste Wahrheit, wie die schwierigste Geistesarbeit Wirkung und Segen. Welcher theologische Lehrer hätte dies nicht ebenso in seiner Wirksamkeit erfahren, wie der einfachste Pfarrer und im Grunde auch Eltern, Erzieher und „weltliche“ Vorgesetzte?

Einige Beispiele aus den letzten Kämpfen drängen sich uns auf; wir erwähnen sie, ohne die Betroffenen verletzen zu wollen. Wenn ein schweizerischer Theologe die Hinausschiebung der ersten Kommunion bis zum 14. Lebensjahre als die Perle der seelsorglichen Arbeit bezeichnet hat, so gestehen wir, dass wir uns das nur als ein wahres Bekenntnis und somit als ein priesterliches Wort von vollem Gewicht vorstellen können. Man möchte

sofort die Hand reichen über alles Trennende hinüber, wirkliches und eingebildetes. Hier knüpft sich ein Band in der Stille und schlingt sich ein, in weitestem Ring, auch wenn man sich persönlich vielleicht nie sehen wird. Als nun der Papst mit seinem Kommuniondekret einen so allgemeinen Schrei der Verwunderung und Befremdung auslöste, da musste man neben vielen andern an jenen einen denken; er war ja bis ins Innerste getroffen, und was konnte man anders erwarten, als dass er sich stürmisch über sein Heiligtum werfen und es mit seinem Leibe decken werde? Das ist nun wohl unterblieben. Wir hatten geglaubt, dass es in seinem Hause brenne und hätten gerne Nachbarpflicht geübt. Da er aber ausgegangen war und seinem Geschäfte nachging, so geht auch der Nachbar enttäuscht wieder nach Hause.

Es ist nur Schein, dass ein westfälischer Professor diese Dinge leichter angesehen hätte; er nahm durchgearbeitete Überzeugungen, die durch ihre Wichtigkeit und zentrale Stellung den ganzen Menschen einnehmen und darum, ausgesprochen, als priesterliches Wort und Bekenntnis wirken, gleichwertig mit gelehrten Kleinuntersuchungen, und findet in dem eben so ernst und tief gemeinten Eingreifen des Papstes nur eine Korrektur, wie sie sich so oft ein Gelehrter von einem Kollegen gefallen lassen müsse. Das ist nur ein Beschwichtigungsversuch, den man den friedebedürftigen Protestanten und den Staatsmännern glaubt vorhalten zu dürfen. Da möchten wir uns doch lieber in die wirklichen Gefühle unserer „Kollegen“ vertiefen, und wir wollen uns unsern inneren Anteil an ihren Kämpfen, ihrer Lebensarbeit und auch ihren Enttäuschungen nicht durch solche leichtfertigen Abschwächungen verkümmern lassen. Wenn sich einem Priester und Theologen, der, den idealsten Zielen zugewendet, nicht rechts und nicht links schauend, über das Verhältnis von Orient und Okzident, also über eine der grössten christlichen Fragen ein Bekenntnis losringt, durch fromme Beobachtung genährt, in einsamer Gelehrtenstube gereift, ein Bekenntnis, das manchem vielleicht gar nichts neues oder fremdes bietet, auch von untergeordneten Irrungen nicht frei sein mag, so entlockt das Ehrfurcht. Was aber bedeutet hier eine sogenannte Unterwerfung, ohne dass der Betroffene den langen Weg, den er gegangen ist, auch geistig wieder zurückmacht? In die Gewissenssphäre drängen

wir uns nicht ein; mit einem Bussgang mag jemand eine für ihn unumgängliche Pflicht erfüllen; aber er tut es als Mensch und Büsser, nicht aber als Priester. Dem Widerruf Galileis haftet nichts priesterliches an, weder unter dem Gesichtspunkt der Lehre, noch unter dem des Opfers. Priesterliche Ideen, einmal bekenntnismässig ausgesprochen, wirken unfehlbar fort als ungelöste seelsorgliche Aufgaben, und wenn ihre Bekenner sie unterdrücken lassen und den Weg zum Opfer nicht finden, so werden jene in der Luft fliegen und suchen, bis sie eine andere Seele finden, die ihnen neue Verkörperung gibt.

Die besprochenen Erscheinungen haben mit dem, was man Modernismus nennt, nicht das Mindeste zu tun, und fast möchte man glauben, auch der Eid, den Pius X. den (niederer!) Geistlichen auferlegt hat, und den sie mit quantitativ fast verschwindenden Ausnahmen geleistet haben, sei in seinem innersten Wesen nicht sowohl gegen die drohende Ausbreitung der Entwicklungstheorie, als gegen die innere Entfaltung priesterlicher Charaktere in der Geistlichkeit gerichtet gewesen. Ob das als Absicht gefühlt wurde, mag dahingestellt sein; in der Wirkung ist es sicher so geworden. Unter den wenigen, die als Verweigerer des Eides bisher bekannt geworden sind, hat unseres Wissens keiner sich im Sinne eines *Loisy* oder *Tyrrell* oder der Italiener, oder auch nur der dogmenhistorisch-christologischen Anschauungen *Schnitzers* geäußert. Die wertvollen Schriften von *Franz Wieland* wollen im Gegenteil altkirchliches Erbgut wieder zu der ihm gebührenden Geltung in der Seelsorgsaufgabe bringen, und sind somit in die gleiche Linie mit den Arbeiten *Hugo Kochs* und des *Prinzen Max* zu stellen. Ihnen gegenüber müsste das heutige Papsttum selbst als der Gipfel des Modernismus erscheinen. Die grosse Mehrheit des Klerus wehrt sich, was sie kann, gegen ein solches Zugeständnis. Sie ist des altkirchlichen Denkens entwöhnt, und Neigung zu tieferem Eindringen in das Wesen und die Entstehung der christlichen Religion ist zur Stunde noch wenig vorhanden. Um so lebhafter wurde aber die Beschämung gefühlt, dass um weniger willen der ganze Klerus ohne Not zu einem Eidschwur gezwungen werden sollte, dessen überkomplizierter Inhalt kaum zu verstehen, dessen Tragweite kaum zu überblicken war, aus dem man mit Sicherheit nur das eine herauslesen konnte, dass dem Priester möglichst alles Eigene benommen werden sollte,

so dass er gegenüber seinem Gewissen und seiner Gemeinde sich alles Selbsterrungenen sollte entkleiden müssen. Das Gefühl einer drohenden Zerstörung des eigentlich Priesterlichen beherrschte unzählige Seelen, die, gewöhnt zu gehorchen und geneigt, zu verehren, in stummem Schmerz das Unabwendbare auf sich nahmen, das ihnen von demjenigen auferlegt wurde, zu dem sie wie zu einem Vater und Beschützer ihres Priestertums aufgeblickt hatten. Grell beleuchtet wird dies unheilvolle Dilemma durch den greisen Volksmann und Pfarrherrn *Hansjakob* in Freiburg. Mit einem Aufschrei, der einen Stein hätte erbarmen können, gibt er seinem Jammer Ausdruck über den Gewissenszwang, in den ihn die Forderung eines leichtfertigen Eides versetzt. Von „Modernismus“ weiss seine Seele nichts, aber er fühlt es, dass mit diesem Eide etwas in ihm untergehen muss; einen Ausweg sieht er nicht; er glaubt seine Seele nicht mehr befreien zu können; er wünscht sich den Tod, und wie jener österreichische Bauer im Drama klammert er sich an den Brunnentrog seiner Heimat im Katholizismus. Dann ergoss sich die mit allen Schrecken erwartete Lawine über die weiten Fluren mit allem, was in ihnen lebte und blühte; sie hat mit den anderen auch ihn verschüttet, und auf der Stätte trampelte eine geistlich-ungeistliche Soldateska, um sie ja recht fest einzuebnen; es könnte ja noch ein Fünkeln glimmen; und auch der toteste Mann könnte noch einmal aufstehen.

Bei so vielem Traurigen wollen wir uns doch freuen, dass einige wenige sich aus der grossen Priesterschlacht der letzten Christfestzeit bis jetzt unversehrt gerettet haben. Gebe Gott, dass sie sich auf der Linie gewissenhafter Besonnenheit erhalten und fortfahren werden, der christlichen Kirche wahrhaftige Dienste zu leisten.

Welche Stellung haben nun aber die Bischöfe bei diesem Schauspiel eingenommen? Wenn nur wenigstens ihre Haltung einen festen und weithin leuchtenden Ausgangspunkt zur Wiederbelebung der ins Wanken gekommenen kirchlich-pädagogischen Arbeit bilden würde! Aber auch mit dem besten Willen lässt sich hier keine grosse Hoffnung fassen. Ein dunkles Gefühl, dass die Stellung der Bischöfe sehr gelitten hat, ist den römisch-katholischen Kreisen nicht fremd mehr. Gerade *Hansjakob* hat einmal die bayrischen Bischöfe in einer seiner populären Schriften ziemlich ironisch abgetan. Ein jetzt verstor-

bener geistlicher Politiker hat sie sogar mit einem wenig edeln Ausdruck bezeichnen zu dürfen geglaubt. Wir haben beides seinerzeit nicht gerade schön, auch nicht berechtigt gefunden. Wenn man die Tätigkeit der Männer mit Liebe verfolgt, so wird man in vielen von ihnen nicht bloss den besten Willen, sondern auch mancherlei fruchtverheissende Begabung für das Amt erkennen. Aber der Schwerpunkt des heutigen römisch-katholischen Kirchenwesens liegt längst nicht mehr in der von den Bischöfen regulierten kirchlichen Arbeit, sondern in der politischen Führung, der die Bischöfe sich aus verschiedenen Gründen nur selten mit der Rückhaltlosigkeit hingeben können, wie so viele Pfarrer, die hier unabhängiger und skrupelloser sind. Manche Bischöfe haben freilich ihr Amt noch angetreten mit dem Gefühl des vollen altkirchlichen Gewichts ihres Berufes; aber häufig genug hat eine kurze Zeit der Amtsführung hingereicht, um sie zu der Einsicht zu bringen, dass nach der politischen Seite ihnen Domherren, Pfarrer und Laien weit überlegen sind, und dass sie ihre seelsorgliche und hirtenamtliche Arbeit in allen wesentlichen Punkten diesen politischen Strebungen einfach ein- und unterzuordnen haben.

Man kann sich daher nicht wundern, wenn die Bischöfe sich den letzten päpstlichen Dekreten gegenüber nicht weniger befangen, ängstlich und verwirrt gezeigt haben, wie der niedere Klerus. Was will es denn sagen, wenn ein deutscher Bischof anlässlich des Modernisteneides sich verteidigen muss, dass er „korrekt verfahren“ sei; wenn ein anderer den Zaudernden droht, er müsse sie dem „heiligen Offizium anzeigen“; wenn eine Anzahl Bischöfe den erstaunten Gläubigen nur einfach erklärt, ein Hinausschieben der Kinderkommunion über das elfte oder zwölfte Lebensjahr hinaus sei „nicht mehr aufrechtzuerhalten“; andere in ihrer Seelenangst, dass der Boden unter ihren Füßen ins Wanken komme, einen kläglich fundierten Streit mit der Lehrerschaft ihres Landes vom Zaune brachen? Kann man es dem Katholiken verübeln, wenn er in diesen Dingen nicht viel bischöfliches zu erkennen vermag? Man bleibt eiskalt dabei, und lernt begreifen, dass ein bedrängter Priester da keine Neigung verspürt, sich an das Herz seines Bischofs zu flüchten, der es ebenso wie sein Klerus in diesen Tagen mit voller Wucht an seinem Leibe hat erfahren müssen, was die Unterwerfungsakte der siebziger Jahre bedeuten.

Die Lage in der Grosskirche lateinischer Observanz kann sonach mit wenigen Worten gekennzeichnet werden: Von allgemeinem Priestertum ist seit den Urzeiten der Kirche kaum der trübste Dämmererschein mehr zu erblicken, die dafür vorhandenen Kräfte sind nach der politischen, im besten Falle nach der sozialpolitischen Seite abgeirrt; das Bischoftum, das Luther nur äusserlich abzutun unternahm, hat man vor vierzig Jahren innerlich ertötet; der Rest des klerischen Priestertums ist in der letzten Weihnacht dezimiert worden, alles, soweit menschliche Verirrung überhaupt imstande ist, göttliches Licht auszulöschen. Chaotisch sind die kirchlichen Kräfte durcheinandergewürfelt, und das in einer Zeit, die das Christentum ohnehin einer seiner grössten Krisen gegenübergestellt hat. Man mag sich in Rom inzwischen beruhigen: die Befürchtungen, durch die die päpstlichen Massnahmen gerechtfertigt werden sollten, werden sich nicht erfüllen; die Millionen heutiger römisch-katholischer Christen werden, wenn das schwache und künstlich gehaltene Band einmal zerreisst, in ihrer überwältigenden Mehrzahl weder Monisten noch Modernisten, weder Protestanten noch Altkatholiken werden. Dem Durchschnittsfranzosen, dem Durchschnittsitaliener sind das heute schon lauter Torheiten; sie sagen: wenn ich mich einmal von der Kirche lossage, dann will ich überhaupt mit religiösen Dingen mich nicht mehr abplagen. Das sind die Gefühle, die zunächst weiterfressen werden in der Laienschaft und bis tief in die Reihen des Klerus hinein. Die Elemente einer hundertjährigen kirchlichen Barbarei sind auf dem Wege.

Wo ist das Heilmittel? Gibt es eins bei solcher Zertrümmerung und Ausschaltung aller innerlich organisatorischen Werte, die nur mehr als Stosskraft nach aussen wirksam sind? Die Antwort kennen wir, die der Welt dröhnend genug entgegengerufen wird: Das Heilmittel ist Rom. *Ecce sacerdos magnus!* Seht da den Hohenpriester!

Wir wollen nicht a limine abweisen; wir lassen die Frage, ob ein solcher Ruf innerlich passt, ganz beiseite; wir beschwichtigen unsere Bedenken, ob wir nach dem Worte Christi berechtigt sind, irgend einen Menschen im religiösen Sinne Vater oder heiligen Vater zu nennen, ob wir einen andern als Christum unseren Lehrer und Hohenpriester nennen dürfen, ja, ob wir dem Papste nur mit Recht das *Tu es Petrus, Du bist*

Petrus, zusprechen könnten; wir wollen eine Reihe von Tatsachen des praktischen kirchlichen Lebens nicht urgieren, wie zum Beispiel die, dass nach den niemals angetasteten Einrichtungen der katholischen Kirche der Papst nicht zu einem einzigen der sieben Sakramente, die zur Heilsvermittlung an die Gläubigen dienen sollen, nötig ist, dass dagegen er nicht nur für seine Wahl, sondern auch für seine Weihe von der Vermittlung derer, die so tief unter ihm zu stehen scheinen, abhängig ist. Wir möchten vielmehr die vor uns liegende Wirklichkeit möglichst begreifen und daran lernen. Darum versetzen wir uns gerne in die Mitte unserer Brüder und befeisigen uns, mit ihren Gedanken zu beobachten und ihren Gefühlen, mit dem eigenen Herzen nachfühlend, zur Seite zu treten. Wir nehmen darum die Entwicklung — dies „modernistische“ Wort drängt sich durch die Tatsachen auf — so, wie sie geworden ist. In dem Masse, wie die priesterliche Autorität der Geistlichen und selbst der Bischöfe in der Schätzung der Gläubigen eingebüsst hat, muss bei denen, die nach dem Priester begehren, der Papst zum ausschliesslichen Träger einer unzerstörbaren priesterlichen Würde werden. Mag der Gedanke noch so ungeheuerlich sein, er ist unabweisbar; die Zukunft der katholischen Kirche, wie sie heute in den Augen der Welt ist, kann sich nur auf dem Umweg über Rom entfalten. In diesem Gedanken liegt seit den Tagen von *Kraus* und *Schell* die Tragik der Männer des Reformkatholizismus und später der modernistischen Bewegung; seit dem Modernisteneid und dem Kommuniondekret ist er zur Tragik vieler Priester- und Laienkreise geworden; nicht zum wenigsten aber liegt in ihm die Tragik der Persönlichkeit des gegenwärtigen Inhabers der päpstlichen Würde selbst. Die Pflicht, sich als den einzigen zu betrachten, hinter dem direkt Gott steht, ist eine um so erdrückendere Last, je ernster und innerlicher sie genommen wird. An der Unmöglichkeit, diesen Pflichtenkreis geistig zu beherrschen, müsste auch die stärkste Persönlichkeit zuletzt scheitern.

Es gibt trotzdem eine Macht, die auch in dieser Stellung dem Menschen eine unbesiegbare Lebensfülle geben könnte. Aber diese Macht liegt nicht in der Herrschaft über alle, nicht im Befehlen und Abstossen, nicht im Auslöschen des glimmenden Dochts und im Zerschneiden des geknickten Rohrs, sondern

in der seelsorglichen Liebe, die nur dienen und gewinnen will, da wo es not tut, und da, wo man auch die geistigen Kräfte zum Helfen in sich fühlt. Pius dem Zehnten ging vom Anfang der Ruf und das Vertrauen voraus, dass er seine Aufgabe in der Pflege eines solchen Priestertums erblicken werde. Auch sein stets wiederkehrender Ausspruch, er trachte darnach, alles in Christo zu erneuern, und suche dafür die Hülfe aller Gutgesinnten, konnte im Sinne solcher Erwartungen gedeutet werden.

Und nun will ich — ganz persönlich — gern ein Geständnis ablegen, dem ich auch in Vorträgen in altkatholischen Gemeinden wiederholt unumwundenen Ausdruck gegeben habe, allerdings ohne damit allenthalben Glauben oder Zustimmung zu finden. Man berichtete aus der ersten Zeit seiner Wirksamkeit, dass Pius X. sich einen Tisch in den vatikanischen Garten hatte setzen lassen und es unternommen hatte, den Leuten aus dem römischen Volke von dort aus regelmässige Predigten zu halten. Viel ist mir aus dem Inhalt dieser Ansprachen nicht bekannt geworden. Man sagte, er habe zu guter, christlicher Erziehung der Kinder gemahnt und ähnliche alltägliche Themen ohne weitergreifende Bedeutung angeschlagen. Ich gestehe nun, dass der Papst mit dieser einfachen und anspruchslosen Handlungsweise meine ganze Sympathie gewonnen hat. Ich fand darin zwei Tatsachen, die mir neu und erfreulich waren: erstens einen Papst, der predigt, der den seelsorglichen Drang in sich fühlt, von unten herauf den einfachen Leuten am Ort einfaches Christentum zu verkündigen, so wie es unsere Pfarrer und Kapläne auch tun; und zweitens einen Papst, der es fühlt, dass ihm für diesen Zweck alle die prunkvollen Kirchen, die ihm in der ewigen Stadt jederzeit zur Verfügung stehen, nichts nützen, und dass ein hölzerner Schemel in der freien Natur dafür hinreichende Dienste tut. Auch andere hofften damals. *Schell* suchte Verbindung mit dem „religiösen“ Papste; eine aus Freundeskreisen stammende Broschüre enthielt ein vielversprechendes Programm und blieb lange unwidersprochen. Ein Freund, der in vatikanischen Dingen Bescheid weiss, wie kein zweiter, sagte mir allerdings schon damals, die Haltung Pius' X. werde vorübergehen. Man kenne solche Regungen in Rom und gestatte den neuen Päpsten gern im Anfang manche Seitensprünge, weil man wisse, dass sie nachher um so sicherer ins Joch gingen. Allein ich wollte nicht vorzeitig die Hoffnung aufgeben, die für meine Person wenig, für die neu erwachte reli-

giöse Richtung in der Theologie auf römischkatholischem Boden aber fast eine letzte Zuflucht bedeutete.

Soweit geht mein Geständnis. Ich schäme mich nicht, wenn ich hinter dem Talmiglanz und durch die Weihrauchwolken hindurch ein wirkliches Licht zu sehen vermeinte. Weiterhin will ich nicht urteilen, nur fragen, ohne aber vom lauten Markte her eine Antwort zu begehren. Hat seit jenen Anfängen der Papst als Priester wirklich gewonnen? Tausend Priester haben sich in den letzten Zeiten innerlich diese Frage vorgelegt. Hat er etwa gewonnen durch seinen — völlig ernst und gut gemeinten — Katechismus, den die ergebensten Anhänger unter den Bischöfen nicht wagen durften, deutsch zu veröffentlichen? Etwa durch die wiederholten Empfehlungen der Lourdes-Wallfahrten? Durch die Dekrete über Kirchenchöre, über das Alte Testament, denen die Wirkungslosigkeit schon an der Stirne stand? Durch die neuerliche Verurteilung von Schriften, wie die *Franz Wielands* vom Jahre 1906, zu spät, um die Diskussion abzuschneiden, zu früh, um sie zu erledigen? Durch die Enzyklika Pascendi, die sich als eine grosse Verteidigung des Christentums ansehen liesse, wollte sie nicht zugleich das redliche Streben frommer christlicher Seelen mit in die Hölle verdammen? Oder nun endlich erst durch den Eidzwang und das Kommuniondekret und durch die Art ihrer Durchführung: ohne Rücksicht auf die laut genug erhobenen sittlichen Bedenken, und doch wieder auslesend nach diplomatischen Erwägungen? Ist es nicht für ernstere Beobachter ein Bild erschütterndster Tragik, wie eine tief religiös veranlagte Persönlichkeit zuerst mürbe gemacht, dann aggressiv wird und zuletzt sich in einen Fanatismus hineinarbeitet, so dass er die Zuckungen des Gewissens nicht mehr hört und nur trachtet, durchzuzwängen, was sich durchzwängen lässt, zu unterjochen, was sich nicht beugen will? Man wäre versucht, zu fragen, ob er noch die Stimme eines Höheren vernehmen würde, die plötzlich zu ihm spräche: Saul, Saul, warum verfolgst du mich? — Die Prätorianerscharen, die allein noch ohne Fragen und Skrupel ihm ergeben sind, und allerdings in musterhafter Ordnung und eiserner Disziplin längst schon bis in den märkischen Sand vorgedrungen sind, würden mit ihren Fanfaren selbst eine solche Stimme zu übertönen versuchen.

Eines möchten wir dem durch die Unmöglichkeiten seiner Stellung so schwer belasteten Manne doch bescheidenlich vergönnen. Man halte uns auch diese Phantasie zugute. Man sagt,

der Papst habe gegenwärtig ein Trauerjahr und wolle über die Alpen kommen. Das soll er doch ja tun; aber nicht nach Lourdes soll er gehen, sondern etwa in die Schweiz oder nach Deutschland. Und wenn ihn die Scharen zum König machen wollen, so soll er sich ihnen entziehen, und wenn sie ihn verhimmeln und Wunder und Zeichen von ihm erwarten, so soll er sich wegwenden; dagegen soll er die Gauen der Samaritaner besuchen und auch die Gegenden von Tyrus und Sidon nicht scheuen; die weiten protestantischen Bruderschaften und ihr kirchlich-religiöses Leben soll er, fern von den Höfen und ihrem Glanz, sich ansehen. Auch in unser kleines Gärtchen laden wir ihn ein; möchte er es überall recht gut gepflegt antreffen. Wenn er dann sich überzeugt hat, wie man auch hier allenthalben die Kleinen zu Christus zu führen weiss, und wie reichlich auch hier materielle und geistige Scherflein dem Gotteskasten zufließen, dann wird er, heimgekehrt, sich vielleicht gern von dem Heiland, der niemanden besiegen will, ausser um ihn zu gewinnen, bei der Hand nehmen und sich sagen lassen: Freund, rücke weiter herunter! Lass die glänzende Cathedra, von der aus ich dir geben sollte, was ewig nur mein bleibt, und begib dich wieder auf das Podium in deinem Garten; rufe die Niedrigen und Bedrängten und lehre sie meine Jünger werden. Und wenn es nicht dir gelingt, so gelingt es vielleicht einem deiner Nachfolger, so von unten herauf aus der Diözese Rom ein Musterbistum zu machen, dessen Beispiel mehr Segen verbreiten würde, als alle deine so wohlgemeinten Enzykliken und Erlasse. Inzwischen entbinde getrost die Kräfte in der weiten Welt, die du gefesselt hast; sei gläubig und vertraue dem Geiste, der auch in dem Schwachen mächtig ist; lerne erkennen, dass der ketzerische Norden und der schismatische Osten heute ebenso notwendige und wichtige Glieder an dem Leibe deines Herrn sind, als die übrigen; lerne endlich ermessen, dass für das Gottesreich Bischöfe und Priester, die aus Eigenem heraus, mit voller Kraft und errungener Überzeugung ihre Gemeinden leiten, unendlich viel mehr wert sind, als solche, die sich kaum mehr getrauen dürfen, sich als deine Mitbischöfe und Mitpriester anzusehen, und bei jedem Wort von dir sich mit der urteilslosen Menge auf die Knie werfen. Sprich einmal wirklich wie dein Vorgänger Petrus zu ihnen: Stehet auf, ich bin auch ein Mensch!

A. Th.